

Das verlorene Lachen [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 29

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 29 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 23. Juli 1921

Wonne der Einsamkeit.

Von Ludwig Tieck.

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldeschatten,
Ihr grünen Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.
Ihr kleinen Vögelein
Sollt' immer meine Gespielen sein,
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.
Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen;
Ihr baut euch eurer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gefänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfängen.

Weit! Weit!
Liegst du, Welt, hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!
Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten!
Entfliehet, entreißt euch der Qual!
Es baut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur;
Entfliehet dem Getümmel!
O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

Das verlorene Lachen.

Erzählung von Gottfried Keller.

4

Am längsten hatten es jetzt die Menenthal besessen und im Verlaufe der Zeit hier eine Tapete, dort einen Anstrich aufgewendet; vor der Hochzeit hatte Zukundus noch die Außenseiten des Hauses auffrischen und den Garten in gute Ordnung bringen lassen, und als nun Justine mit einer gewaltigen Aussteuer an fahrender Habe allerart eingezogen und diese in den stattlichen Räumen auf das schönste verteilt und untergebracht war, schien das geschmiedete, oder in diesem Falle das genährte Glück endlich für eine gute Dauer in dem Hause zu wohnen. Auch residierte die Urheberin desselben, die Mutter Menenthal, zufrieden und stolz in ihrer Abtheilung, besonders da sie sah, daß die schöne Justine einen festen und klaren Sinn für den Besitz und dessen Erhaltung zeigte und Zukundus seine gutgeartete Lenksamkeit auch der jungen Gattin gegenüber nicht zu verlieren Miene machte.

Mit der Verheiratung hatte er verabredetermaßen die militärische Laufbahn als Berufssache wieder aufgegeben wegen der fortwährenden Abwesenheit, die sie mit sich brachte.

Um sich aber dafür einen ehrbaren Erwerb und eine geordnete Tätigkeit zu sichern, hatte er ein Handelsgeschäft errichtet, welches sich auf den Holzreichtum der Stadtgemeinde und der umgebenden Landschaft gründete. Zu den großen Almenden, die von der alemannischen Bodenteilung herrührten, waren später noch die Waldungen von Burg und Stift gekommen, an deren Mauern die Stadt sich angebaut hatte.

Diese hatte bisher die Quellen ihrer Behaglichkeit geschont und auch aus bürgerlichem Stolz erhalten, wie sie ihre reichen Trinkgeschirre und den alten Wein im Stadtkeller sorgfältig erhielt. Allein durch irgendeine Spalte war die Verlockung und die Gewinnsucht endlich hereingeschlüpft und es wandelte ungesehen schon der Tod durch die weiten Waldeshallen, schlich längs den Waldfäumen hin und klopfte mit seinen Knochenfingern an die glatten Stämme. Als daher eben um diese Zeit Zukundus austrat, um das Bau- und Brennholz anzukaufen und auszuführen, kam sein Geschäft alsobald in Schwung; denn die Seldwylser zogen die

Vermittlung des ihnen wohlbekannten ehrlichen Mitbürgers dem Andringen der fremden Händler, durch die das Unheil eingeschlichen, vor.

Jetzt begannen die hundertjährigen Hochwaldbestände zu fallen und auch sofort dem Strich der Hagelwetter den Durchlaß auf die Weinberge und Fluren zu öffnen. Allein sie waren auch einmal jung und niedrig gewesen oder schon mehrmals vielleicht, und sie konnten wieder alt und hoch werden. Doch als die Art auch an die jüngeren Wälder geriet, für das zuströmende Geld immer schönere Zwecke erfunden und die Berghänge dafür immer kahler wurden, fing es den Zufundus innerlich an zu frieren, da er von Jugend auf ein großer Freund und Liebhaber des Waldes gewesen. Während er an dem Handel einen ordentlichen Gewinn machte, begann er sich desselben mehr und mehr zu schämen; er erschien sich als ein Feind und Verwüster aller grünen Bier und Freude, wurde unlustig und oft traurig und vertraute sich seiner Frau an, da sie sein frohes Lächeln, das zu dem ihrigen wie ein Zwillingsgeschwister war, fast seltener werden sah und ihn ängstlich befragte. Sie dachte aber, die Dinge würden mit oder ohne den Mann ihren Lauf gehen und wahrscheinlich nur noch schlimmer, und sie war nur darauf bedacht, ihn bald aus eigenen Kräften wohlhabend und unabhängig zu wissen, um auch von dieser Seite her stolz auf ihn sein zu können. Sie bestärkte daher den Mann nicht in seiner Unlust, sondern ermunterte ihn vielmehr zum Musharren und er fuhr dann so fort.

Da wurde an einer schief und spitz sich hinziehenden Berglehne, welche der Wolfhartsgeeren hieß, ein schönes Stück Mittelwald geschlagen. Aus demselben hatte von jeher eine gewaltige Laubkuppel geragt, welches eine wohl tausendjährige Eiche war, die Wolfhartsgeereiche genannt. In älteren Urkunden aber besaß sie als Merk- und Wahrzeichen noch andere Namen, die darauf hinwiesen, daß einst ihr junger Wipfel noch in germanischen Morgenlüften gebadet hatte. Wie nun der Wald um sie her niedergelegt war, weil man den mächtigen Baum für den besondern Verkauf aufsparte, stellte die Eiche ein Monument dar, wie kein Fürst der Erde und kein Volk es mit allen Schätzen hätte errichten oder auch nur versehen können. Wohl zehn Fuß im Durchmesser betrug der untere Stamm und die wagrecht liegenden Verästelungen, welche in weiter Ferne wie zartes Reisig auf den Aether gezeichnet schienen, waren in der Nähe selbst gleich mächtigen Bäumen. Meilenweit erblickte man das schöne Baumentmal und viele kamen herbei, es in der Nähe zu sehen.

Als man nun gewärtigte, welcher Käufer den höchsten Preis dafür bieten würde, erbarmte sich Zufundus des Baumes und suchte ihn zu retten. Er stellte vor, wie gut es dem Gemeinwesen anstehen würde, solche Zeugen der Vergangenheit als Landesschmuck bestehen zu lassen und ihnen auf allgemeine Kosten Lust und Tau und die Spanne Erdbreich ferner zu gönnen; wie die verhältnismäßig kleine Summe des Erlöses nicht in Betracht kommen könne gegenüber dem unersehblichen inneren Wert einer solchen Zierde. Allein er fand kein Gehör; gerade die Gesundheit des alten Riesen sollte ihm sein Leben kosten, weil es hieß, jetzt sei die rechte Zeit, den höchsten Ertrag zu erzielen; wenn der Stamm einmal erkrankt sei, sinke der Wert sofort um vieles.

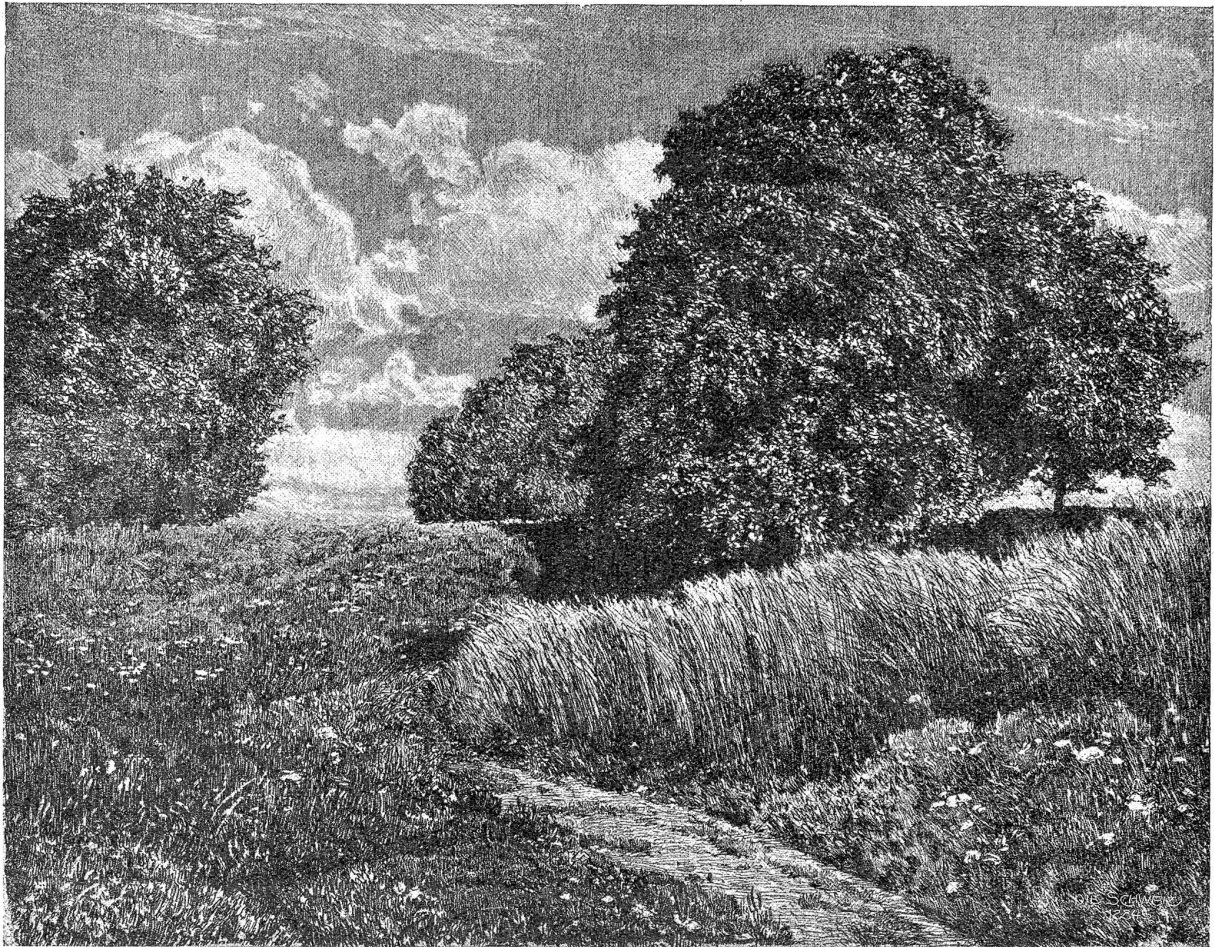
Zufundus wandte sich an die Regierung, indem er ihr die Erhaltung einzelner schöner Bäume, wo solche sich finden mögen, als einen allgemeinen Grundsatz belieben wollte. Es wurde erwidert, der Staat besitze wohl für Millionen Waldungen und könne diese nach Gutdünken vermehren, allein er besitze nicht einen Taler und nicht die kleinste Befugnis, einen schlagfähigen Baum auf Gemeindeboden anzukaufen und stehen zu lassen.

Er sah wohl, daß man überall nicht zugänglich war für seinen Gedanken und daß er sich nur als Geschäftsmann bloßstellte und heimlich belächelt wurde. Da kaufte er selbst die Eiche und das Stück Boden, auf welchem sie stand, säuberte den Boden und stellte eine Bank unter den Baum, unter dem es eine schöne Fernsicht gab, und jedermann lobte ihn nun für seine Tat und ließ sich den Anblick gefallen. Aber von diesem Augenblicke an suchte auch jedermann, ihn zu beneiden und zu übervorteilen, wie einen großen Herrn, der keiner Schonung bedürfe.

Aus Widerwillen gegen die Baumschlächtereie änderte Zufundus nach und nach, aber so rasch als möglich, sein Geschäft, indem er den Holzhandel verließ und dafür sich auf den Verkehr mit jenen Schätzen warf, welche aus dem Schoße der Erde kommen und das Holz ersetzen. Er errichtete Magazine von Stein- und Braunkohlen, führte Ton- und Eisenrohre ein, um die hölzernen Wasserleitungen zu verdrängen, Backsteine zu leichteren Baulichkeiten, die man sonst von Holz zu erstellen pflegte, Zement für allerlei Behälter, und verleitete einen reichen Bauer, sich ein gewaltiges festes und kühles Mostfaß aus Zement errichten zu lassen. Als dies gelang, sah er im Geiste schon statt der hölzernen Fässer in jedem Keller solche Vorratsgefäße, gleich den großen in der Erde ruhenden Weinkrügen der Alten, und das gute Eichenholz gespart. Auch kaufte er Massen von ausgedienten Eisenbahnschienen, welche in hundert Fällen einen Holzbalken vertreten.

Natürlich ging die Holzausfuhr ohne ihn und über ihn hinweg nach den alles aufzehrenden Städten; allein er war nun mit seinem Gewissen im reinen, ohne welchen stillen Gesellschafter er sich als Handelsherr nicht glücklich fühlte. Auch wären die neuen Geschäfte an sich nicht ohne Gewinn geblieben, wenn nicht bei jener Geschäftsänderung eine gewisse Störung stattgefunden und, seit er den Baum als Pensionär an seine Kost genommen, sich das Gebaren der Geschäftsfreunde verändert hätte, so daß diese nun das wahre Gesicht zeigten.

Zufundus sagte immer die Wahrheit und glaubte dafür auch alles, was man ihm sagte. Er eröffnete stets im Anfang seine ganze Meinung und was er tun und halten konnte und nahm als richtig an, was ihm der andere von seinen Kaufs- und Verkaufsbedingungen und von der Beschaffenheit der Ware mitteilte, erst in der Meinung, daß jener schon sich bemühen werde, der Sache näher auf den Grund zu kommen, später, als das nicht geschah, gleich mit dem festen Vorsatz der Täuschung. Und alle Erfahrung half hier nichts und jede Ermahnung der Frauen, nicht so leichtgläubig zu sein, war fruchtlos. Denn gleich das nächste Mal glaubte er wieder, weil er nicht anders konnte, oder es war ihm zu widerwärtig und verächtlich, lange zu zanken und zu feilschen. Dazu kam, daß er nichts weniger als ein ge-



B. Gattiker

Sommer.

schickter Finanzmann war, der Geld und Kredit zu wenden wußte, und so fügte es sich, daß eines Tages seine Mittel erschöpft waren und das Ende herangefommen. Es geschah dies plötzlich, weil er nicht lange von einem Nagel an den andern gehängt und keinen Scheinverkehr getrieben hatte.

Er überlegte, ob er sich zuerst der Mutter oder der Gattin oder beiden gleichzeitig anvertrauen und mitteilen solle, daß der Wohlstand dahin sei und von unten auf wieder angefangen werden müsse, was und wo, wisse er noch nicht. Er entschied sich für die Frau. Als er nun mit ihr allein in seiner Handelsstube stand und schweren Herzens von seiner Lage zu erzählen begann, trat sie ganz nahe zu ihm hin, strich ihm mit der Hand über die sorgenvolle Stirne und unterbrach ihn mit der Frage, ob seine Bücher richtig und vollständig geführt seien? Als er die Frage bejahte, lachte sie ihn so schön an, daß ihm das Herz aufging, und sagte, in diesem Falle kenne sie den Sachbestand schon, da sie neugierig gewesen sei und neulich in seiner Abwesenheit seine oder vielmehr ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten studiert habe.

In der Tat hatte sie, da sie inne geworden, daß er Kummer verbarg, eines stillen Sonntags, als er verreisen mußte und, wie gewohnt, die Schlüssel auf ihr Arbeitstischchen legte, diese genommen und sich auf seiner Schreibstube eingeschlossen; dort hatte sie seine Bücher und Papiere untersucht, was sie gar wohl verstand. Es war alles klar und durchsichtig und jede Zahl an ihrem Platze. Sie sah,

daß es nicht lange mehr gehen könne, jedoch die Gefahr eines schimpflichen Vorgangs nicht vorhanden sei, wenn zur rechten Zeit der Strich unter die Rechnung gemacht werde. Bei seiner Offenheit gewiß, daß seine Beichte nicht lange auf sich warten lassen werde, hatte sie seither bereits gehandelt und ihre Eltern ins Vertrauen gezogen. Schon bei der Einwilligung zu der Heirat war in dem stolzen Sinne der reichen Leute der Fall vorausgesehen und im geheimen festgesetzt worden, daß die jungen Leute nach Schwanau kommen sollten, wenn es, wie wahrscheinlich wäre, in Seldwyla nicht ginge. So war denn Justine über ihre Entdeckung nicht eben sehr erschrocken, sondern empfand fast eher eine geheime Freude, daß sie den lieben, schönen, guten Mann in ihr Vaterhaus ziehen und dort mit aller Vorseorge einspinnen und in Seide wideln könne, wie ein zerbrechliches Glasmännchen.

Wie sie ihm diese Pläne nun aber mitteilte und eröffnete, daß man nur eine rasche, stille Abwicklung der Geschäftslage in Seldwyla vorzunehmen und nach Schwanau überzusiedeln brauche, wo Zufundus sich schon werde nützlich machen können, erblachte er und sagte: „Da würde meine Freiheit und mein Selbstbewußtsein dahin sein! Lieber will ich Holz haben!“

„Nun, da kann ich auch dabei sein!“ erwiderte Justine, „da helfe ich dir sagen, und wenn wir alsdann so im Regenwetter auf der Straße sind und beide an der Säge

hin- und herziehen, zankten wir miteinander, daß die Leute stillstehen, wie wir es auf unserer Hochzeitsreise in jener großen Stadt gesehen haben!“

Sie setzte sich und fuhr fort: „Erinnerst du dich noch, welch einen seltsamen Eindruck es auf uns machte? Das regnete, regnete unaufhörlich, das Holz war naß und die Säge war naß und der Mann und die Frau waren durchnäßt und sie rissen die Säge unablässig hin und her und zankten bitterlich mit harten Worten! Weißt du, warum? Sie stritten um die Not, um das Elend, um die Sorge, und schämten sich nicht im geringsten vor den Leuten, die zuhörten —“

„Schweig,“ rief Zukundus, „wie kannst du mein Wort so ausmalen und ausbeuten, da du wohl weißt, wie es zu nehmen ist!“

„Es kann alles darin liegen, was ich gesagt habe!“ antwortete Justine. „Komm,“ sagte sie und legte den Arm um seine Schultern, „alles liebt dich und alles hilft dir, du bist ein ganzer Mann, wenn du nur erst einen vernünftigen Boden unter den Füßen hast! Aber hier gedeihen wir nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Bienen und Wespen als Maurer.

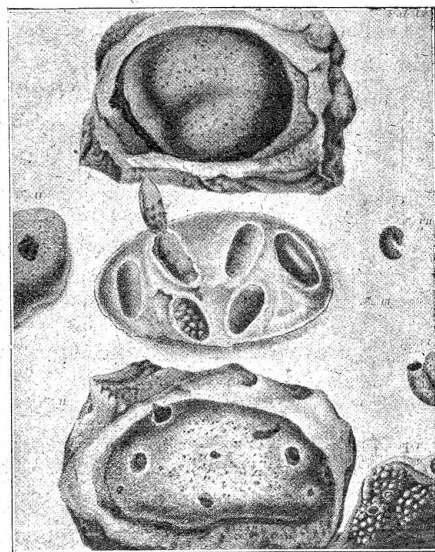
Von Dr. E. Enslin.

Wenn von Bienen und Wespen gesprochen wird, denken die meisten Menschen nur an die Honigbiene und die bekannten, die großen Papiernerster bauenden Faltenwespen (so genannt, weil sie in der Ruhe die Vorderflügel der Länge nach gefaltet tragen), die ebenso wie die Honigbiene, die Hummeln und Ameisen staatenbildende Kerbtiere sind. Außer diesen aber bevölkern die Lüfte eine Anzahl Arten einzeln lebender Bienen und Wespen, die uns besonders anziehend durch die fürsorgliche und kunstreiche Weise erscheinen, in der sie ihre Nachkommenschaft betreuen. Während die meisten anderen Insekten nur ihre Eier an geeigneter Stelle ablegen und dann ihre Nachkommenschaft sich selbst überlassen, schaffen die Bienen und Wespen nicht nur die ganze Nahrung für ihre Nachkommen herbei, sondern sie schützen sie auch noch durch Anlegung von allerlei Verstecken und Kunstbauten in so mannigfacher Art, daß gegenüber dieser Erfindungskunst die menschliche Phantasie arm erscheint.

Wenn im folgenden ein kleiner und unvollständiger Ausschnitt aus dieser Tätigkeit gegeben und über einige wenige Bienen und Wespen berichtet wird, die sich als Maurer betätigen, so hat dies seinen äußeren Anlaß darin, daß in Heft 1 des Kosmoshandweisers 1919 auf Seite 28 Bauten abgebildet sind, die dort als die der Mörtelbiene bezeichnet wurden, in Wirklichkeit aber einem anderen Hautflügler angehören, wie später gezeigt werden soll. Die echte Mörtelbiene (*Chalicodoma muraria* L.) ist ein im weiblichen Geschlechte großes, schwarzes, hummelähnliches Tier mit stahlblauen Flügeln, während das Männchen kleiner und gelb gefärbt ist. Ueber ihre Bauten hat schon der Regensburger Pfarrer J. Ch. Schäffer in dem im Jahre 1764 erschienenen zweiten Band seiner „Abhandlungen von Insekten“ eine Arbeit verfaßt, die auch heute noch als muster-gültig angesehen werden kann. Die Nester werden an Felsen oder Mauern angelegt, indem die Biene Sandkörnerchen und Staub mit ihrem Speichel vermischt und aus dem dadurch entstandenen Mörtel Zellen formt, die etwa einer kleinen Dattel gleichen. Die ganze Arbeit verrichtet die Biene nur mit Hilfe ihrer Kiefer. Jede Zelle wird mit Honig und Blütenpollen gefüllt, ein Ei hineingelegt und dann die Zelle mit einem flachen Deckel zugemauert. Die Zellen für die

Männchen werden kleiner angelegt als für die Weibchen, die Biene kann also willkürlich männliche und weibliche Eier legen. Nachdem fünf bis zwölf Zellen nebeneinander angefertigt sind, überzieht die Mörtelbiene sie alle mit einer gemeinsamen Mörtelhülle, so daß das Ganze aussieht, als ob ein Schmutzballen zufällig an den Felsen hingeworfen worden wäre. Der Mörtel wird bald hart wie Stein, und die sich entwickelnden Nachkommen der Biene sind unter ihm völlig gesichert. Leider sind sie dies jedoch nicht in der Zeit, während die Mörtelbiene mit der Herstellung ihres Baues beschäftigt ist; vielmehr benützen allerlei Wegelagerer und Parasiten die Zeit, während deren die Mörtelbiene wegfliegt, um Mörtel oder Futter zu holen, und dringen in die Zellen ein, um dort ihre Ruduckseier abzulegen, deren Brut dann die Larven der Mörtelbiene vernichtet. Verschiedene Schmarogerbienen, parasitische Fliegen, Käfer wie der Bienenwolf (*Trichodes*), Goldwespen und kleine Schlupfwespen bemühen sich im Wettstreit, die Mörtelbiene um die Frucht ihrer Arbeit zu bringen. So sehen wir in der untenstehenden Schäfferschen Tafel in dem mittleren Nest, das abgelöst und von der Innenseite dargestellt ist, eine Zelle links unten, die mit kleinen, rundlichen Gebilden erfüllt ist; es sind das die Kokons einer kleinen Schlupfwespe. An dem unteren Nest erkennen wir außer den Schlupfwespen der Biene noch kleinere und unregelmäßiger gestaltete Löcher, aus denen Parasiten hervorgekommen sind. Rechts oben sehen wir noch die Puppenhaut einer parasitischen Fliege hängen. Daß eine zarte Fliege sich aus dem harten Mörtelneft hervorarbeiten kann, erschien schon Schäffer sehr merkwürdig. Es ist dies dadurch erklärlich, daß die sehr bewegliche Puppe der Schmarogersfliege mit einem harten, aus mehreren Spitzen bestehenden Bohraparat am Kopfe ausgestattet ist, der ihr gestattet, die Mauern ihres Gefängnisses zu durchbrechen.

Ganz ähnliche Mörtelbauten, die nur viel kleiner sind, fertigt die Zement-Mauerbiene (*Osmia caementaria* Gerst.) für ihre Brut an, und zwar benützt sie vorwiegend kleine Einbuchtungen und Höhlungen von Feldsteinen, Findlingen und anderen kleineren Steinblöcken, um ihre Wohnungen unterzubringen, die mit der Unterlage so sehr übereinstimmen, daß auch ein geübtes Auge sie kaum zu erkennen vermag. Die Bauten enthalten nur zwei bis acht Zellen, die mit einer blauen Futtermasse gefüllt sind; diese Färbung



Nester der Mörtelbiene, rechts unten Nester der Pillenwespe.

rührt davon her, daß diese Mauerbiene fast ausschließlich den Ratternkopf (*Echium vulgare* L.) als Futterpflanze befliegt. Auch die Zement-Mauerbiene wird von mehreren